MANI BECKMANN

DIE KAPELLE IM MOOR

HISTORISCHER ROMAN

BASTEI LÜBBE

Mani Beckmann

Die Kapelle im Moor

luebbe digital

luebbe digital

Vollständige eBook-Ausgabe
der bei Bastei Lübbe erschienenen Taschenbuchausgabe

luebbe digital und Bastei Lübbe Taschenbuch
in der Verlagsgruppe Lübbe

Originalausgabe
© 2002 by Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG,
Bergisch Gladbach
Historische Karte: Jan Balaz
Datenkonvertierung eBook:
le-tex publishing services OHG, Leipzig

ISBN 978-3-8387-0035-9

Sie finden uns im Internet unter
www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

INHALT

Erster Teil – Der Unberührbare . . . 11

Erstes Kapitel: *Bringt die Ankunft eines Fremden und ein nächtliches Gespräch im Wirtshaus* 13

Zweites Kapitel: *Handelt von einem hässlichen Entlein und einer wundersamen Auferstehung* 27

Drittes Kapitel: *Stellt zwei eifrige Geistliche vor und bringt manch Wissenswertes über die Gemeinde Ahlbeck und ihre Bewohner* 41

Viertes Kapitel: *Lässt Fernes nah erscheinen* 59

Fünftes Kapitel: *Bringt einige familiäre Besonderheiten und präsentiert einen alten sowie einen kommenden König* 71

Sechstes Kapitel: *Handelt von einem heimlichen Treffen in der Heide und stellt den Chevalier von Bastia vor* 84

Siebentes Kapitel: *In welchem von Hexerei und Teufelsbuhlschaft die Rede ist* 101

Achtes Kapitel: *Handelt von missratenen Söhnen und ungeliebten Ehegatten* 120

Neuntes Kapitel: *Berichtet von einem Stelldichein am Galgen, einer Burg im Wald und einem roten Lappen* 134

Zehntes Kapitel: *Bringt Wunder über Wunder* . . . 153

Elftes Kapitel: *Macht den Leser mit einer sterbenden Hebamme bekannt* 166

Zwölftes Kapitel: *Berichtet von einem Kind des Krieges und einem Kind des Friedens* 179

Dreizehntes Kapitel: *Beginnt mit dem Tod und endet auf dem Friedhof* 194

Vierzehntes Kapitel: *Handelt von Frauen- und Männersachen* 208

Fünfzehntes Kapitel: *Berichtet von einer schlaflosen Nacht und einem denkwürdigen Morgen* 228

Sechzehntes Kapitel: *Befreit den Pastor aus einer prekären Lage* 239

Zweiter Teil – Der Bauernfänger . . 249

Erstes Kapitel: *Handelt von einer Löwengrube und einem Unwetter* 251

Zweites Kapitel: *Ist sehr kurz und endet wider Erwarten nicht tödlich* 271

Drittes Kapitel: *Erzählt von unglücklicher Liebe und lässt zum Tanz aufspielen* 275

Viertes Kapitel: *Bringt eine zünftige Schlägerei und den Auftritt eines Blödians* 290

Fünftes Kapitel: *Handelt von Geistern und Gespenstern* 304

Sechstes Kapitel: *Berichtet von einem Sohn des Teufels* 314

Siebentes Kapitel: *Führt uns zu einem Grab im Moor* 330

Achtes Kapitel: *Löscht ein Menschenleben aus* . . . 343

Neuntes Kapitel: *Berichtet von einer Begegnung in der Unterwelt* 356

Zehntes Kapitel: *Krönt einen König und richtet einen Narren* 366

Elftes Kapitel: *Handelt von einem Meister ohne Bein* 383

Zwölftes Kapitel: *In welchem die Mixtur des Theophrastos eine nicht unwesentliche Rolle spielt* 394

Dreizehntes Kapitel: *Handelt von nächtlichen Unternehmungen* 410

Vierzehntes Kapitel: *Lässt die Neugier mit der Vernunft ringen* 424

Fünfzehntes Kapitel: *Berichtet von Eindringlingen und Ausbrechern* 432

Sechzehntes Kapitel: *Handelt von einem bösen Erwachen* 447

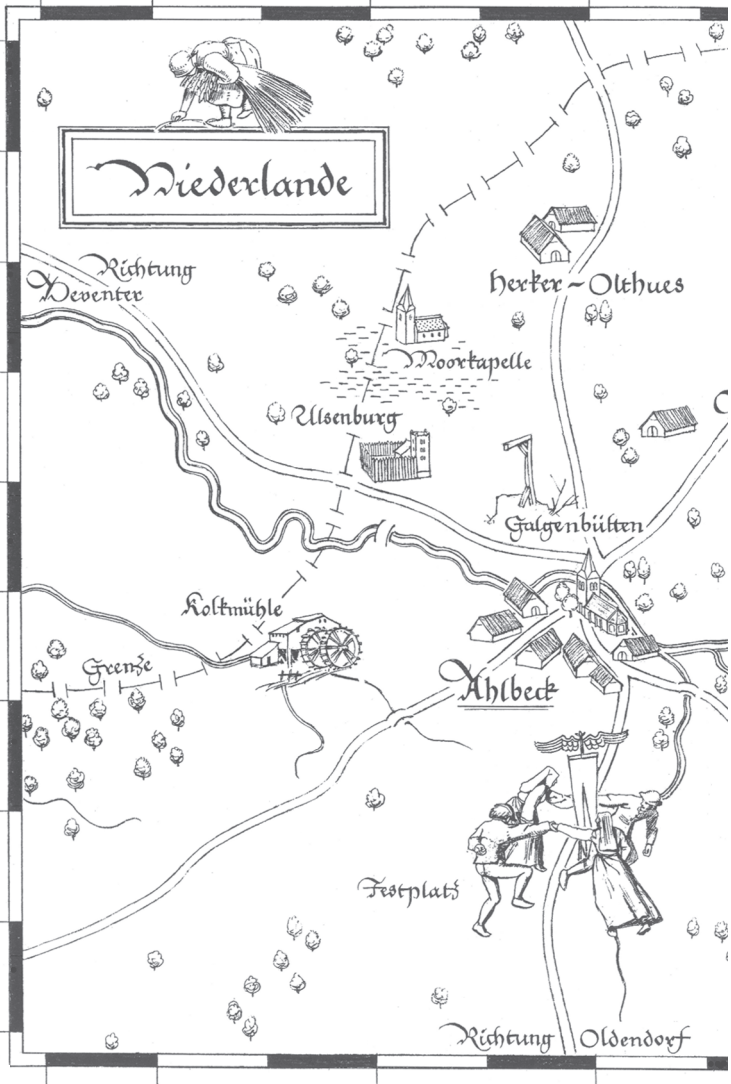
Siebzehntes Kapitel: *Entlarvt eine Lüge* 459

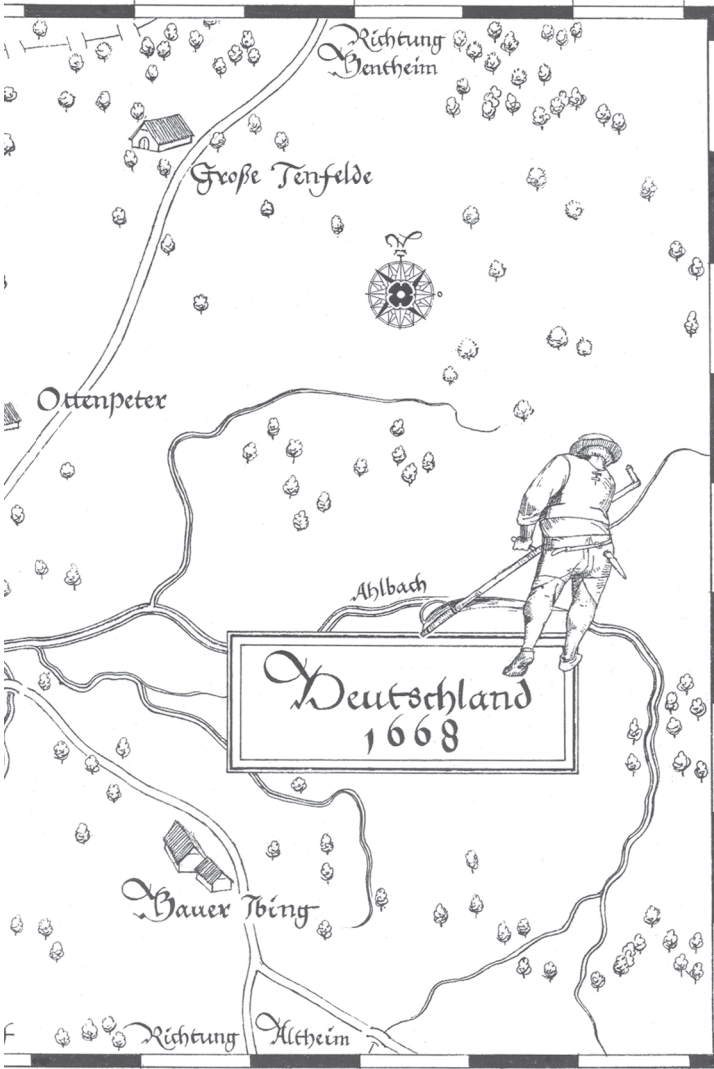
Achtzehntes Kapitel: *Bringt die Rückkehr eines verlorenen Sohnes* 467

EPILOG 487

ANHANG 499

Anmerkungen und Übersetzung der fremdsprachigen bzw. altertümlichen Begriffe 499


Niederlande
Richtung
Deventer
Herker ~ Olthues
Moortapelle
Ulsenburg
Galgenbülten
Koltmühle
Grenze
Ahlbeck
Festplatz
Richtung Oldendorf


Richtung
Bentheim
Große Tenfelde
Ottenpeter
Ahlbach
Deutschland
1668
Bauer Ibing
Richtung Altheim

ERSTER TEIL

Der Unberührbare

Erstes Kapitel

Bringt die Ankunft eines Fremden und ein nächtliches Gespräch im Wirtshaus

Wer in den Chroniken und Geschichtsbüchern nach bedeutenden Ereignissen des Jahres sechzehnhundertachtundsechzig fahndet, wird kaum fündig werden. Wenig Bemerkenswertes ist in diesem Jahr geschehen. Deutschland dümpelte vor sich hin und erholte sich nur langsam von den Folgen des Dreißigjährigen Krieges. Leopold I. war seit zehn Jahren ein Kaiser ohne Macht und ließ die Territorialherren, Fürsten und Bischöfe unbehelligt ihr eigenes Süppchen kochen. In Frankreich herrschte Ludwig XIV. als Sonnenkönig, legte sich mit Niederländern und Spaniern an und stolzierte wie ein Pfau über die Baustelle seines Versailler Schlosses. London genas derweil von Pest und Feuersbrunst. Und in Brandenburg mühte sich der Große Kurfürst redlich, seinem Namen gerecht zu werden, während die Linden, die er zwischen seinem Berliner Schloss und dem Tiergarten hatte pflanzen lassen, gemächlich gen Himmel wuchsen. Europa dämmerte mehr oder minder stumpfsinnig hinüber vom Zeitalter der Glaubensspaltung ins Zeitalter des Absolutismus.

Es war in diesem Jahr sechzehnhundertachtundsechzig, an einem späten Juliabend, als sich zwei Männer auf ihren Pferden von Westen her dem westfälischen Dorf Ahlbeck näherten. Obwohl es ein heißer Tag gewesen war und die Schwüle immer noch wie eine Glocke über dem Ort stand, trug einer der Männer einen schwarzen Umhang und einen ebenfalls schwarzen Hut mit breiter Krempe sowie

lange Stulpenstiefel. Er ritt einen Rappen und lauschte andächtig seinem Begleiter, einem älteren und wohl beleibten Mann, der auf einem Apfelschimmel saß und unter seinem grünen Rock lediglich Hemd und Hose aus grobem Leinen trug. Auf dem haarlosen Kopf des Mannes thronte ein hoher, abgegriffener und an den Ecken eingerissener Holländerhut. Am Ahlbach, jenem Flüsschen, das dem nahe gelegenen Dorf seinen Namen verliehen hatte, stiegen beide ab, befeuchteten ihre Gesichter und tränkten die Pferde.

»Was für eine öde Gegend«, sagte der schwarz Gekleidete und lachte bitter. »Nichts als Sumpf und feuchte Wiesen. Hier fühlen sich nur die Mücken und Bremsen wohl.« Er war ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren, groß gewachsen und mit dichtem, leuchtend rotem Haar, das er im Nacken zu einem Zopf gebunden hatte. Sein Gesicht war auffallend blass, beinahe weiß, und sommersprossig. Er setzte sich ins Gras, stopfte seine Pfeife und schaute sich um, als müsste er sich orientieren. Hinter ihnen im Westen lag das Moor, das sich bis zur niederländischen Grenze und weit darüber hinaus erstreckte. Sie hatten auf ihrem Weg durchs Venn eine alte Wassermühle zur Rechten und einen Galgenhügel zur Linken passiert und waren stets dem Lauf des Flusses gefolgt. Der unwegsame und morastige Bruchwald war allmählich in Weidelandschaft übergegangen, und in der näheren Umgebung waren nun einige Bauernkotten zu sehen. Hier und da brannte noch Licht, aber es war völlig ruhig und friedlich. Kein Hofhund bellte, das Vieh schlief auf der Weide, und weit und breit war keine Menschenseele zu sehen. Es war eine mondhelle Nacht, in der Ferne war das Dorf auszumachen, das ebenfalls nur aus wenigen Bauernhöfen zu bestehen schien und von einem Kirchturm mit Treppengiebel überragt wurde.

»Ich hätte es dir nicht sagen dürfen, mein Junge«, meinte der Ältere der beiden in dem typischen Singsang, der den Rheinländer verriet. »Das war dumm von mir.« Er nahm seinen Hut ab, wischte sich mit einem Tuch über den Hinterkopf und setzte hinzu: »Deine Miene verrät nichts Gutes.«

»Du irrst dich, Roloff. Es macht mir nichts aus«, antwortete der junge Mann und winkte ab, doch seine Mimik widersprach seinen Worten. Obwohl er rauchend und mit übereinander geschlagenen Beinen am Ufer lag, hatte seine Miene einen ernsten, ja finsteren Ausdruck angenommen. Seine blasse Stirn lag in Falten, die schmalen Lippen hatte er aufeinander gepresst, und seine wässrig blauen Augen funkelten unter den buschigen, hellroten Augenbrauen, als wollte er jemanden mit seinem Blick hypnotisieren. Als er seinen Hut abnahm und neben sich ins Gras legte, offenbarte sich eine böse Wunde an der rechten Seite seines Kopfes: Das Ohr war völlig verunstaltet, die obere Hälfte fehlte oder war mit dem Kopf verwachsen, und eine beinahe handbreite Narbe verlief vom Ohr bis zum Nacken, die nur halbwegs durch das Haar verdeckt wurde. Ein trauriges Lächeln legte sich plötzlich auf die Lippen des Mannes, und er murmelte: »Nein, es war richtig, dass du es mir gesagt hast! Dass ich nicht vom Himmel gefallen bin, war mir ja bewusst. Und die Geschichte mit den Schweden habe ich ohnehin nie geglaubt.« Wieder setzte er ein Lächeln auf, das alles andere als heiter wirkte, und fügte hinzu: »Wo genau ist die Stelle? Ich würde sie gern sehen. Kannst du mich hinführen?«

Der Mann namens Roloff schüttelte den Kopf. »Heute nicht«, entschied er und zuckte die Schultern, »ich bin nicht mal sicher, ob ich sie wiederfinde. Es war eine Lichtung im Wald. Bei diesem steinernen Kreuz, von dem ich dir erzählt habe. Vermutlich ist mittlerweile nichts mehr

davon übrig. Ich habe dir doch gesagt, dass es damals schon ziemlich verwittert war.«

»Dann werden wir eben suchen«, gab der Rothaarige zur Antwort.

»Daniel, Daniel!«, rief Roloff und schüttelte missmutig den Kopf. »Du solltest es am besten gleich wieder vergessen. Du kannst es ohnehin nicht ungeschehen machen.« Dann räusperte er sich und wechselte abrupt das Thema: »Du weißt, was du im Dorf zu tun hast?«

»Was soll die Frage?« Der junge Mann bedachte ihn mit einem ironischen Blick und setzte hinzu: »Du weißt, dass ich meine Aufgabe kenne. Und glaub mir, diesmal wird es mir eine besondere Freude sein, den *gadschos* auf den Zahn zu fühlen.«

»Unterschätz die Bauern nicht«, warnte der andere.

Daniel nickte und fragte: »Werden sie mich nicht erkennen?«

Roloff lachte und schüttelte den Kopf. »Du warst damals noch ein Hosenscheißer ohne Haare auf dem Kopf. Mach dir darüber keine Gedanken! Welche Rolle wirst du spielen?«

»Den Studiosus. Bei Katholiken ist es immer recht Erfolg versprechend, sich als Theologiestudent auszugeben.« Der junge Mann reichte dem Glatzköpfigen die Pfeife und setzte hinzu: »Kein Mensch misstraut einem Mann der Kirche. Und das Wohlwollen des Pfarrers wird mir ebenfalls sicher sein und damit vielleicht das eine oder andere Beichtgeheimnis. Unter Kollegen sozusagen.«

»Gut«, stimmte Roloff zu, nahm einen tiefen Zug und gab dem anderen die Pfeife zurück. Dann beäugte er seinen jungen Kumpan mit skeptischem Blick und fügte warnend hinzu: »Aber sei vorsichtig und mach keine Dummheiten! Versprich mir das, mein Junge!«

»Du solltest mich eigentlich gut genug kennen«, erwiderte sein Gegenüber.

»Da bin ich mir nicht so sicher«, sagte Roloff, schüttelte erneut den Kopf und setzte seinen Holländerhut auf. »Du weißt ja, wo du uns findest, falls etwas Unvorhergesehenes passiert. Ansonsten treffen wir uns wie geplant in zwei Tagen im Lager, aber komm erst nach Sonnenuntergang und pass auf, dass dich niemand sieht.«

»Für wie dumm hältst du mich eigentlich?«, gab Daniel zurück und schüttelte den Kopf.

»Du bist mir manchmal nicht dumm genug«, bemerkte der Mann im grünen Rock, stieg auf seinen Apfelschimmel, stieß dem Gaul den Fuß in die Flanke und ritt grußlos davon.

Daniel schaute ihm lächelnd hinterher und murmelte: »Kannst dich auf mich verlassen, du alter Gauner.« Doch das Lächeln verschwand augenblicklich aus seinem blassen Gesicht, und abermals presste er die Lippen aufeinander, dass sie wie dünne Striche aussahen. Seine Augen gingen rastlos hin und her, in seinem Kopf herrschte ein unverkennbares Durcheinander, auch wenn er sich den Anschein der Gelassenheit geben wollte. Eine plötzliche Wut stieg in ihm hoch, aber sie war gegen niemand Speziellen gerichtet, sondern ganz unbestimmt und vage, und er ärgerte sich sogleich darüber.

»Der Teufel soll euch alle holen«, murmelte er schließlich und schlug mit der Hand nach einer Mücke, die sich auf sein Gesicht gesetzt hatte.

Nach und nach wurden ringsum die Lichter auf den Bauernhöfen gelöscht, das Dorf legte sich schlafen, und als die Glocken der Kirchturmuhr zur vollen Stunde schlugen, war ganz Ahlbeck in Dunkelheit gehüllt. Erst jetzt sprang der junge Mann auf, klopfte die Pfeife aus, setzte sich den Hut schräg auf den Kopf, so dass seine Narbe

verdeckt wurde, und klopfte seinem Pferd aufmunternd auf den Hals.

»Auf geht's, Schwarzer!«, meinte er, stieg in den Sattel und trieb das Pferd an. »Wollen doch mal sehen, mit wem wir es zu tun haben.«

Er ritt eine weitere halbe Meile am Fluss entlang, bevor der Weg rechter Hand abbog und über eine Holzbrücke zu einer gepflasterten Straße führte. Diese war von kleineren Bauernhöfen flankiert und mündete schließlich in einen rechteckigen Dorfplatz. Außer der backsteinernen Kirche und dem sich westlich anschließenden Friedhof, der von einer mannshohen Mauer umgeben war, befanden sich an diesem Platz noch das Pastorat, zu erkennen an dem großen weißen Kreuz über der Eingangstür, sowie eine alte Schmiede und ein Wirtshaus mit dem Namen »Zur alten Linde«.

Als Daniel das Messingschild über der Tür zur Schänke sah, fuhr er zusammen, und ein nervöses Lächeln huschte ihm übers Gesicht.

»Die ›Linde‹«, murmelte er, stieg vom Pferd und schaute sich um, als suchte er irgendetwas oder müsste sich zurechtfinden. Er betrachtete die kleine gotische Kirche, deren Turm bereits einige Jahrhunderte auf dem Buckel zu haben schien. Das rote Gemäuer des winzigen Hauptschiffes war an einigen Stellen rußgeschwärzt oder mit helleren Steinen ausgebessert worden, als wäre es verbrannt oder beschädigt und anschließend notdürftig wieder repariert worden. Vermutlich eine Folge des Krieges, der dreißig Jahre lang im ganzen Reich gewütet und überall seine hässlichen Narben hinterlassen hatte. Auch das Wirtshaus, auf das der junge Mann nun zuging, wirkte wie ein Flickwerk. Das Dach war offensichtlich neu gedeckt, aber die Mauern waren mit Rissen überzogen und zeigten die gleichen Spuren unbeholfener Ausbesserungs-

arbeiten. Neben der Schänke befand sich eine Art hölzener Unterstand oder Stall, an dem der Reiter seinen Rappen festband. Er schulterte seinen Rucksack, ging zur Vordertür des Wirtshauses und klopfte gegen das Holz. Da ihm niemand antwortete, nahm er einen Stock zu Hilfe und hämmerte erneut gegen die Tür.

»Wer ist dort?«, meldete sich nach einer Weile eine Männerstimme im oberen Stockwerk. Ein Fenster wurde aufgerissen, und der Kopf eines bärtigen Mannes erschien. »Was soll der Lärm?«, fragte er. »Wer seid Ihr?«

»Ich habe einen langen Weg hinter mir und suche ein Zimmer für die Nacht«, antwortete Daniel. »Habt Ihr eine Kammer frei und vielleicht eine Kleinigkeit zu essen? Mein Magen knurrt wie ein Hofhund.«

»Mitten in der Nacht?«, maulte der Bärtige. »Das Wirtshaus ist geschlossen, kommt morgen Früh wieder. Legt Euch ins Gras, es ist eine laue Nacht.«

»Ich werde Euch fürstlich belohnen, wenn Ihr mich einlasst«, erwiderte der junge Mann, zog einen Lederbeutel aus seiner Rocktasche und holte einen Rheinischen Goldgulden heraus, den er dem Wirt zuwarf.

»Nun sieh einer an«, murmelte dieser, nachdem er die Münze in Augenschein genommen hatte, und kraulte seinen Bart. »Ihr habt tatsächlich fürstliche Argumente.« Er wandte sich ab und rief ins Innere des Hauses: »Henrike, steh auf, wir haben einen Gast! Hast du nicht gehört? Raus aus dem Bett! Einen Moment, werter Herr«, richtete er seine nächsten Worte an den Mann vor der Tür, »wir sind in Windeseile unten.« Damit schloss er das Fenster, und erneut konnte man ihn den Namen Henrike rufen hören.

Nur eine Minute später wurde im Erdgeschoss Licht gemacht, und der Wirt öffnete die Tür. »Kommt herein in unser bescheidenes Heim«, sagte er und machte einen Bückling. »Mein Name ist Franz Tenfelde, ganz zu Euren

Diensten.« Er war ein kleiner, kugelrunder Kerl mit pockennarbigem Gesicht, das er hinter einem Rauschebart zu verstecken suchte. Unter der Schlafmütze, die er immer noch auf dem Kopf trug, lugte störrisches dunkelblondes Haupthaar hervor, das an den Schläfen ergraut war. »Ich habe bereits veranlasst, dass Euch etwas Schmackhaftes zubereitet wird«, versicherte er und lächelte ergeben. »Setzt Euch nur und ruht Euch aus. Ihr hattet eine lange Reise, sagtet Ihr? Woher kommt Ihr denn zu so später Stunde, wenn man fragen darf?«

Daniel begutachtete die spartanisch eingerichtete, aber sauber wirkende Wirtsstube und setzte sich an einen Ecktisch. »Mein Pferd braucht Futter«, erwiderte er statt einer Antwort. »Ich habe es draußen angebunden.«

»Sicher, natürlich«, entgegnete der Wirt und nickte beflissen. »Ich kümmere mich gleich darum. Darf ich Euch zuvor etwas zu trinken bringen? Einen Seidel Bier vielleicht, Herr ...?«

»Ihr könnt mich Magnus nennen, aber kümmert Euch zuerst um den Rappen. Wenn Ihr damit fertig seid, trinke ich gern einen Becher.« Der junge Mann bedachte den Wirt mit einem unmissverständlichen Blick, so dass sich dieser erneut verbeugte und zurückzog.

»Das Pferd«, sagte er, »natürlich, sofort. Ich verstehe.«

Als der Wirt den Schankraum verlassen hatte, versank Daniel wieder in seine tiefe Grübelei. Sein Blick verdüsterte sich, wanderte durch das Zimmer und begutachtete alles mit erhöhter Aufmerksamkeit, obwohl sich nichts darin befand, was dieses Interesse gerechtfertigt hätte. Die Stühle und Tische sowie die Theke waren aus schwerem Eichenholz gezimmert, der Boden bestand aus gehärtetem Lehm, und die Wände waren, sah man einmal von den roten Kattunvorhängen an den Fenstern und einigen Kritzeleien ab, die von den Gästen zu stammen schienen,

gänzlich schmucklos. Der junge Mann nahm die Talgkerze vom Tisch und betrachtete die verblassten Kohlezeichnungen und die mit Messern eingeritzten Bildchen genauer. Eine dieser Kritzeleien zeigte einen Mann am Galgen sowie die Unterschrift *Inkubus.*

»Wo man auch hinkommt«, murmelte Daniel, »die Teufel sind schon da.«

»Ich habe Euch Kalbszunge und Schinken zubereitet.«

Daniel fuhr erschrocken herum, griff automatisch mit der rechten Hand nach dem kleinen Dolch, den er an der Seite unter dem Umhang trug, und starrte die Frau an, die ihm in diesem Moment sein Nachtmahl servierte.

»Tut mir Leid«, meinte sie und lächelte entschuldigend. »Ich wollte Euch nicht erschrecken.«

Daniel ließ den Dolch los, stellte die Kerze, die er immer noch in der linken Hand hielt, auf den Tisch, sprach jedoch kein Wort und betrachtete die Frau mit misstrauischem Blick. Sie war etwa in seinem Alter, vielleicht zwei, drei Jahre älter. Ihre langen, dunklen Haare, die vom Schlaf noch ein wenig zerzaust waren und unter ihrer Nachthaube hervorragten, rahmten ein ovales und blasses Gesicht ein. Die Nase war spitz und sommersprossig, ihre hellblauen Augen, die nicht zu ihrer Haarfarbe passen wollten, strahlten regelrecht, und auf ihren Lippen lag ein Lächeln, das ein wenig schelmisch und doch nicht kokett wirkte. Es war vor allem dieser seltsam lächelnde Mund, der Daniel irritierte. Mit dem Anblick einer so hübschen Frau an einem solchen Ort hatte er nicht gerechnet. Doch er ließ sich seine Gedanken nicht anmerken, verharrte regungslos und setzte eine undurchdringliche Miene auf. Er schaute die Frau nur an, nickte schließlich und blieb stumm.

»Wenn Ihr etwas Warmes wollt, müsst Ihr Euch gedulden«, fuhr die junge Frau fort, da der Fremde sie nach wie

vor schweigend ansah. »Ich könnte Euch einen Brei bringen, aber der Herd ist kalt, und ich müsste erst ...«

»Nicht nötig, macht Euch keine Umstände«, unterbrach er sie und räusperte sich. »Bemüht Euch nicht. Es ist alles wunderbar so.« Ein ironisches Lächeln legte sich auf seine Lippen, als ihm bewusst wurde, dass er damit nicht nur das Essen gemeint hatte. »Euer Vater hätte Euch nicht wecken sollen«, setzte er hinzu und betrachtete das Essen auf dem Tisch. »Das war überhaupt nicht nötig.«

Die junge Frau betrachtete ihn mit einer Mischung aus Neugier und Misstrauen; der funkelnde Blick des Fremden schien ihr gar nicht zu gefallen, und das schelmische Lächeln verschwand aus ihrem Gesicht. »Franz ist nicht mein Vater«, antwortete sie schließlich und machte einen Schritt zurück, »das heißt, er war ... also er ist ...«

»Ich bin Henrikes Mann«, mischte sich in diesem Moment der Wirt aus dem Hintergrund ein. Er war aus dem Stall zurückgekehrt, lächelte stolz und ging hinter die Theke, um einen Krug mit Bier zu füllen. Er hatte mittlerweile die Nachtmütze vom Kopf genommen und sich eine blaue Joppe übergezogen, die über seinem Nachthemd reichlich deplatziert wirkte. »Wir haben vor einem halben Jahr geheiratet«, setzte er hinzu und reichte seiner Gattin den Krug, damit sie ihn dem Gast servieren konnte. »Henrike ist mein ganzer Stolz.«

»Dann gratuliere ich«, murmelte Daniel, betrachtete abwechselnd die junge Frau und ihren nicht mehr ganz so jungen Mann, und dann schaute er vor sich auf den Tisch. Ihm war heiß geworden, der Schweiß lief ihm in den Nacken, er legte den Umhang beiseite und nahm den Hut ab, den er die ganze Zeit auf dem Kopf getragen hatte.

Als die Frau des Wirtes den Krug auf den Tisch stellte, sah sie das verunstaltete Ohr, und ein leiser Schreckens-

laut entfuhr ihr. Sie wich ein wenig zurück und bedachte den jungen Mann mit einem mitleidigen Blick.

Daniel sah den Blick und das Zurückweichen, und seine Miene verfinsterte sich im selben Augenblick. »Ich hoffe, mein Anblick verursacht Euch keine Albträume«, sagte er und funkelte die Frau böse an. »Ich vergesse oft, wie abstoßend ich auf Leute wirke, die mich zum ersten Mal sehen.«

»Aber nein, überhaupt nicht!«, rief sie, aber es klang ein wenig gezwungen. »Ich war nur ... Es tut mir Leid.«

»Warum sollte es Euch wohl Leid tun?« Daniel kramte seine Pfeife hervor und stopfte sie geflissentlich, um der Frau nicht in die Augen schauen zu müssen. »Die Narbe stammt gewissermaßen von einer Kriegsverletzung«, setzte er ausweichend hinzu.

»Welcher Krieg soll das gewesen sein?«, mischte sich der Wirt in die Unterhaltung ein. »Ihr seid doch noch ein junger Kerl, und im Jahre achtundvierzig müsst Ihr noch ein Kind gewesen sein.«

»Als wäre das für die Schweden ein Hinderungsgrund gewesen«, entgegnete Daniel und zündete sich die Pfeife an der Kerze an. »Wrangels Leute haben meine Eltern gemeuchelt und mir dieses Andenken verpasst. Damals war ich kaum der Mutterbrust entwachsen.«

»Oh, wie schrecklich«, entfuhr es Henrike Tenfelde, und sie schlug die Hände vor den Mund. »Was für Barbaren!«

»Hier im Ort haben vor allem die Hessen getobt«, erklärte der Wirt und gesellte sich zu seiner Frau. »Die waren auch nicht viel besser als die Schweden.«

»Was soll man von diesem protestantischen Pack auch schon erwarten?«, erwiderte Daniel und füllte einen Becher mit Bier. Und in beinahe pastoralem Ton setzte er hinzu: »Es ist eben eine harte Zeit für rechtschaffene Papisten.«

Henrike schaute den jungen Mann skeptisch an und schüttelte leicht den Kopf. Noch nie hatte sie diese abfällige Bezeichnung für die Katholiken aus dem Munde eines Mannes gehört, der gleichzeitig gegen die Reformierten wetterte.

Daniel merkte an der Reaktion der jungen Frau, dass er sich verplappert hatte, und senkte abermals den Blick. Ihm wurde klar, dass er auf der Hut sein musste.

»Seid Ihr wegen der Kirmes in Ahlbeck?«, wollte Franz Tenfelde wissen.

»Was denn für eine Kirmes?«, gab Daniel sich erstaunt.

»Am Sonntag findet in der Heide ein Schützenfest statt«, berichtete Henrike, nun wieder mit ihrem Schelmenlächeln auf den Lippen. »Ein neuer Schützenkönig wird gekürt, und Schausteller und fahrendes Volk aus aller Herren Länder kommen nach Ahlbeck, um ihre Waren feilzubieten und die Leute zu unterhalten. Da geht es immer hoch her. Es passiert ja sonst nicht viel im Dorf, da ist man froh über jede Abwechslung.«

Der Wirt strafte seine Frau mit einem vorwurfsvollen Blick und erklärte: »Seit dem Krieg gibt es in Ahlbeck eine Schützengilde, und alle vier Jahre zur Kirchweih wird in einem Wettschießen ein neuer König ermittelt.«

»Der Grund für meinen Aufenthalt im Dorf ist nicht ganz so profaner Natur«, erwiderte Daniel und hob missfällig die Augenbrauen. »Ich bin Scholar der theologischen Fakultät zu Paderborn und reise im Auftrag des Fürstbischofs durch das Münsterland, um die Sprengel und Kirchen zu inspizieren. Nach Volksbelustigungen und Jahrmärkten steht mir nicht unbedingt der Sinn.«

»Der Bischof von Galen?« Der Wirt wich einen Schritt zurück, machte einen Bückling und wisperte: »Hat er Euch geschickt?«

»Ihr kennt Bischof Bernhard?«

»Ihm gehört beinahe die Hälfte des Landes in Ahlbeck«, antwortete der Wirt, »und außerdem die Kolkmühle im Venn. Meine Familie ist ihm seit jeher sehr verbunden.« Er lächelte unsicher, räusperte sich und setzte hinzu: »Seid Ihr hergekommen, um bei uns nach dem Rechten zu sehen?«

»Mich interessieren weder die Mühlen noch die Ländereien«, gab Daniel zurück, »sondern die Gotteshäuser.«

»Wie ist Euer Name?«, fragte Henrike und kam einen Schritt näher, um dem Fremden besser ins Gesicht schauen zu können.

»Daniel«, entfuhr es ihm, bevor er sich auf die Lippen beißen konnte. Er schaute der Wirtsfrau in die Augen und war nicht in der Lage, den falschen Namen zu nennen, den er sich bereitgelegt hatte.

»Sagtet Ihr nicht, Euer Name sei Magnus?«, wunderte sich der Wirt.

»Magnus ist mein Ordensname«, erwiderte Daniel, sah dabei aber die Frau des Wirtes an, »Daniel ist mein Geburtsname. Da ich meine Priesterweihe noch nicht erhalten habe, darf ich weiterhin meinen weltlichen Namen führen.«

»Und nun begebt Ihr Euch in die Ahlbecker Löwengrube?«, hakte Henrike nach, die die Stirn krauste und dem bohrenden Blick ihres Gegenübers standhielt.

»Was meint Ihr damit?«, erwiderte Daniel.

»Wie Euer Namenspatron aus dem Alten Testament«, sagte Henrike, »der Prophet Daniel. Er wurde vom König in die Löwengrube geworfen.«

Daniel starrte sie an und brachte kein Wort über die Lippen. Das Blut schoss ihm in die Schläfen. Verflixt, dachte er. Er hatte von Daniel, dem Drachentöter, gehört und von dem Menetekel an der Wand, aber die Geschichte mit den Löwen war ihm bislang noch nicht zu Ohren gekommen.

»Was soll denn dieses neunmalkluge Gerede?«, fuhr der Wirt seine Frau an. »Siehst du nicht, dass der werte Herr völlig ermattet ist? Er ist ganz blass im Gesicht. Ihr habt ja noch gar nichts von dem Essen angerührt, Herr Magnus«, wandte er sich an den jungen Mann. »Schmeckt es Euch nicht? Soll Henrike etwas anderes bringen? Einen Brei vielleicht? Ihr müsst meine Frau entschuldigen. Sie ist manchmal ein wenig naseweis, wie ein junges Füllen, aber das werde ich ihr schon noch austreiben. Sie ist genau wie ihre Mutter. Man muss sie hart an die Kandare nehmen, ich habe meine Erfahrungen mit den Frauenzimmern. Henrike ist meine dritte Gattin, müsst Ihr wissen, ich kenne mich mit den Weibsbildern aus.«

Henrike zuckte die Schultern und fuhr fort, den jungen Mann zu mustern. Auch wenn sie nun schwieg, so schien sie durch die Bemerkung ihres Mannes nicht unbedingt eingeschüchtert zu sein, vor allem da Franz Tenfelde sie bei seinen tadelnden Worten wie ein verliebter Jüngling angeschaut und nicht den Eindruck gemacht hatte, er könne wirklich auf sie böse sein.

»Wärt Ihr wohl so freundlich, mir das Zimmer zu zeigen?«, bat Daniel, klopfte seine Pfeife aus und stand auf, ohne die Wirtsleute anzuschauen. »Ich bin müde und möchte morgen zeitig aufstehen, um dem Pfarrer einen Besuch abzustatten. Wie war doch gleich sein Name?«

»Pastor Hellmann«, erklärte der Wirt und führte den jungen Gast in den hinteren Teil des Hauses. »Aber an dem Mann werdet Ihr nicht viel Freude haben, er ist ... nun ja ...« Er nahm die Hand zum Mund und machte eine Kippbewegung. »Ihr versteht, was ich meine.«

»Franz!«, empörte sich seine Frau.

»Ist doch wahr«, murmelte der Wirt.

Umso besser, dachte Daniel und folgte Tenfelde ins Obergeschoss.